

LASSALLE AN WILHELM LEHFELDT. (Konzept von Lassalles Hand.)¹⁾

[Breslau, Ende November 1845.]

Sehr geehrter Herr!

Zu meinem wahrhaften Bedauern sehe ich mich genötigt, Ihnen einige Mitteilungen zu machen, zu denen ich mich verpflichtet halte trotzdem, daß der Inhalt meiner Nachricht Sie nicht weniger unangenehm und schmerzlich berühren wird, als es mir peinlich ist, Sie davon in Kenntnis setzen zu müssen.

Ich bin unterrichtet von der edeln und großmütigen Weise, mit welcher Sie sich diesen Sommer Ihres Vettters Albert Lehfeldt angenommen haben, um diesem die Möglichkeit zu geben, in Berlin sein Examen zu beenden und seine nicht zu rechtfertigende Lebensweise mit einer arbeitsamen und tätigen Existenz zu vertauschen. Dieser großmütige Akt, mit dem Sie Ihrem Vetter die Mittel zu seinem Aufenthalt in Berlin bewilligten, ist es, der es mir zur Pflicht macht, Ihnen mitzuteilen, welchen Erfolg bis jetzt Ihre und meine Güte gehabt hat. — In bezug auf letztere ist es nötig, daß ich Sie mit einigen Worten über mein Verhältnis zu Ihrem Vetter unterrichte. —

Als ich Anfang dieses Sommers von Berlin nach Breslau zurückgekehrt war, benützte Ihr Vetter, den ich aus meiner früheren Universitätszeit etwas kannte, den Zufall, der mich manchmal in öffentlichen Gärten mit ihm zusammenführte, um sich gewissermaßen um meinen Umgang zu bewerben. Obwohl er mir durch sein einnehmendes Wesen gefiel, war meine Zeit doch zu sehr in Anspruch genommen, als daß ich mich auf eine nähere Bekanntschaft mit ihm hätte einlassen mögen. Ein Zufall war ihm auch dazu behilflich. Ich befand mich eines Nachmittags mit ihm im Konzert bei Liebich, als er von meiner Seite fortgerufen wurde. Einige Minuten drauf forderte mich ein Herr im Namen Ihres Vettters auf, ihm einige Schritte zu folgen. Ich verließ mit ihm den Garten und in ein benachbartes Haus geführt, fand ich daselbst Ihren Vetter Albert in den Händen von drei Exe-

¹⁾ Die Antwort Wilhelm Lehfeldts ist datiert Glogau, 24. November. Noch am 30. November beschwört Lehfeldt-Isolani in einem Brief Lassalle, ihn nicht zu verstoßen: „Alle Welt mag mich verlassen: ich mache mir keinen Pfüfferling daraus, — Du bist der Einzige, den ich nicht missen kann! — Hörst Du, es ist mir unmöglich, Dich zu verlieren.“ Noch wiederholt hat sich Lehfeldt, mit dem es weiter bergab ging, Lassalle angeboten. Dieser hat ihn auch als untergeordneten Agenten 1847 in seinen Kämpfen für die Gräfin Hatzfeldt verwandt. Aber selbst hierbei bewährte er sich nicht.

kutoren, die ihn eben in das Inquisitoriat abführen wollten. Dabei befand sich ein Herr Speyer, der Inhaber eines hiesigen Kleidermagazins, der den Verhaftbefehl vermöge einer Schuldforderung von 32 Rt. an Albert erwirkt hatte. Die unglückliche Miene Ihres Vettters flößte mir Mitleid ein: Er beschwor mich, ihn zu retten. Dazu kam, daß ein gewisses natürliches Gefühl in mir sich sträubte, einen Menschen gleichsam von meiner Seite wegen einer Geldforderung arretieren und in das Gefängnis werfen zu lassen. Genug, ich leistete Herrn Speyer selbst Bürgschaft für den Belauf seiner Forderung, und dieser stand dafür sofort von der Ausführung des Verhaftbefehls ab. —

Sie werden wissen, wie es zu gehen pflegt. Für einen Menschen, dem man einmal eine Wohltat erwiesen, interessiert man sich. Ich ließ mir seine Verhältnisse mitteilen, die allerdings sehr traurig waren. Ich unterstützte ihn auf jegliche Weise, ermunterte ihn, sein Examen zu machen und versprach ihm, wenn er sich nur anderweitig noch eine partielle Unterstützung verschaffen könnte, das Nötige für seine anständige Existenz in Berlin zu ergänzen. Kurze Zeit darauf teilte er mir mit, daß er sich an Sie gewandt und daß Sie ihm 200 Rt. für sechs Monate bewilligt hätten. Als Ihr Vetter nach Berlin reiste, gab ich ihm die nachdrücklichsten Empfehlungen an zwei meiner intimsten Freunde mit, denen ich es zur Pflicht machte, ihm auf jede Weise auszuhelfen, ihm nötiges Geld zu bewilligen, ihn in gute und große Häuser einzuführen, damit er den Geschmack verliere an schlechter Gesellschaft und endlich darauf zu halten, daß er solide lebe und fleißig arbeite. Diese Freunde waren der Dr. med. Arnold Mendelssohn, ein Neffe des Bankiers, ein junger Mann, der hinlänglich besitzend, was er für seine eigene anständige Existenz braucht, doch weniger imstande ist, viel für andere zu verwenden, und der OLG.-Assessor Alexander Oppenheim, ein Bruder des Königsberger Bankiers, der, in sehr reichen Verhältnissen lebend, Mittel und Wille genug hatte, um Albert eine durchaus unabhängige und angenehme Lage zu verschaffen, wenn dieser irgend von seinen ausschweifenden Bedürfnissen nachgelassen hätte. Ich hoffte, daß diese beiden Herren durch das Beispiel ihrer Solidität und Tätigkeit Ihren Vetter würden bewegen können, einen gleichen Lebenswandel anzunehmen.

Meine Freunde nahmen sich Ihres Vettters mit dem von mir erwarteten, vielleicht übergroßen Eifer an. Um sein Betragen besser beaufsichtigen zu können, mieteten sie ihm zwei Stuben in demselben Haus und auf derselben Etage, auf welcher sie wohnten, bezahlten seine Rechnung etc. etc. Man behandelte ihn mit der größten Liebe. Als sein Bruder, ich glaube in Leipzig, krank wurde, gab man ihm Geld, hinzureisen.

Aber schon gegen Ende September bekam ich von ihnen einen Brief, in dem sie mir mitteilten, daß Alberts Lebensweise sehr bedenklich wäre, daß er fast gar nicht mehr arbeitete, viele Nächte außer dem Hause zubrächte und alle ihre Gegenvorstellungen umsonst seien. Ich schrieb darauf Ihrem Vetter einen sehr ernsten Brief, in dem ich ihm sein Bild vorhielt und ihm ankündigte, daß, wenn er seine Lebensweise nicht ändere, ich und meine Freunde ihn verlassen würden. Auf dieses mein Schreiben, aus welchem er in seinen hier beigelegten Briefen manchmal Sätze anführt, schrieb er mir eine sehr reuige Antwort.

Aber Ende Oktober meldete mir der Dr. Mendelssohn, daß er in Erfahrung gebracht, Albert habe auf die niedrigste Weise bei Kellnern etc. Schulden gemacht, in verrufenen Gesellschaften gespielt etc.; es kompromittiere ihn, länger mit einem derartigen Menschen umzugehen. Vielleicht hatte der Umstand ungünstig gewirkt, daß eine eingetretene Wohnungsänderung ihn der unmittelbaren Beaufsichtigung meiner Freunde entzog. Zugleich schickte mir der Dr. Mendelssohn einen wiederum sehr zerknirschten Brief von Albert an ihn, in dem er ihn bittet, seine schlechten Streiche mir und Oppenheim geheim zu halten. Ich lege diesen Brief Ihres Veters an Herrn Dr. Mendelssohn Ihnen bei. Wollen Sie selbigen jetzt lesen. (Es ist der mit Brief Nr. 1 bezeichnete blaue Zettel.)

Ich schrieb dem Doktor, man solle noch einmal Albert vergeben, seine Schulden bezahlen und sein Besserungsversprechen annehmen. Es geschah. Aber vor einigen Tagen erhalte ich wiederum ein Schreiben von Dr. Mendelssohn, in dem er mir zeigt, daß sich die schlechten Streiche Ihres Veters täglich häuften und daß er und Oppenheim sich demgemäß gänzlich von ihm zurückziehen müßten. Zugleich legt er mir einen Brief von Albert an ihn, (Mendelssohn) und Oppenheim, welchen ich ebenfalls Ihnen hier übersende, [bei]. (Es sind die mit Brief II a und b bezeichneten beiden Zettel.) In diesem versichert [er]¹⁾ z. B., daß er seit drei Tagen nichts gegessen habe, Dr. Mendelssohn fügt dabei unten die Bemerkung hinzu, daß er am ersten dieser drei Tage 3 Rt. für ein Theaterbillett ausgegeben. —

Wenn Sie diesen Brief Ihres Veters werden gelesen haben, werden Sie sehen, daß man um alles in der Welt Albert nicht länger in Berlin lassen kann. Ich glaube immer noch nicht, daß er ganz verloren ist. Aber in einer so großen und so verführerischen Stadt wie Berlin, wo er solchen Anlaß und Gelegenheit findet für seinen liederlichen, empörenden Lebenswandel, ist er es sicher. Er muß durchaus in eine kleine

¹⁾ Das Wort: versichert ist nicht deutlich zu entziffern.

Stadt gebracht werden, wo ihm auch nur die Möglichkeit seiner bisherigen Aufführung abgeschnitten ist. —

Was aber seine Entfernung aus Berlin noch notwendiger macht, und was mich am meisten dazu bewogen hat, Ihnen diese unangenehmen Eröffnungen zu machen, ist die Rücksicht nicht so auf Albert als auf Ihre Familie. Nach seinem beigelegten Brief und Sätzen darin wie diesem z. B. „Früher oder später wird mich die Not bei meinem erfinderischen Geist auf Dinge führen, die es gut ist allein getan zu haben“ etc. werden Sie sehen, daß Sie mit jedem Tag, den Ihr Vetter in Berlin länger zubringt, Ihren Namen unberechenbarem Affront aussetzen. Er scheint jetzt in einer Stimmung zu sein, die in einer Stadt wie Berlin, wo alle Gelegenheit zur Ausführung gegeben ist, das Schlimmste befürchten läßt.

Sie werden gestehen, daß ich vielleicht am meisten Grund habe, mich über empörenden Undank zu beklagen. Ich will nicht von dem sehr beträchtlichen Geldaufwand reden, den ich und meine Freunde an ihn verschwendet haben, nicht davon, wie ich selbst vor meinen Freunden durch das Benehmen Ihres Veters kompromittiert bin — was mich in der Tat am meisten empören mußte, ist der Inhalt des letzten, Ihnen übersandten Briefes Ihres Veters, wo er statt irgendein Dankesgefühl für so viel erwiesene Wohltaten zu bezeigen — was ich nicht verlange —, in einer unglaublich überspannten Begriffsverwirrung von Rache spricht dafür, daß man „seinen Gewohnheiten entgegengetreten sei“, d. h. dafür, daß man sich die leider vergebliche Mühe gab, ihn aus einem mauvais sujet in einen ordentlichen und anständigen Menschen umbilden zu wollen. Die feindliche Stimmung, die in diesem Briefe herrscht, werden Sie so wenig wie ich begreifen können. Sie ist nur zu erklären durch die Verwirrung seines exaltierten Geistes, der durch seine maßlosen Begierden nahe dran ist, sich bis zur Verworfenheit zu verlieren. In meinem ersten Unwillen habe ich Herrn Speyer hier sagen lassen, er möge sich zur Deckung seiner Schulforderung nur wieder an Ihren Vetter wenden. Indessen bin ich, wenn Sie sich irgendeinen Erfolg davon versprechen, wenn Sie selbst noch irgendeine Hoffnung auf Ihren Vetter setzen, gern bereit, ihn von dieser Verbindlichkeit zu betreiben und auch sonst noch alles in meinen Kräften Stehende zu tun, um ihm zu seinem Fortkommen und Besserung behilflich zu sein. — Ihr Vetter hat schönes und nicht zu verkennendes Talent, aber nicht zum Studium; hiezu mangelt ihm jeder Fleiß; er wird es nie dazu bringen, ein Examen zurückzulegen; Herr Assessor Oppenheim, der seine juristischen Kenntnisse untersucht hat, hat mir mitgeteilt, daß sie gleich null sind. Zudem bleibt Ihrem Vetter beim Studium zuviel freie Zeit, als daß er nicht von den bösen Lüsten,

die ihn beherrschen, fortgerissen werden sollte. Wenn Sie ihm aber, geehrter Herr, eine untergeordnete Stellung, die seine ganze Tätigkeit und Zeit gebieterisch in Anspruch nimmt und ihm nicht Raum läßt, seinen verderblichen Neigungen nachzugehen, verschaffen wollten, so dürfte das den besten Erfolg erwarten lassen. Wenn er z. B. in irgendeiner untergeordneten kleinen Provinzialstadt eine Anstellung in einem Eisenbahnbureau oder selbst in einem Comptoir (nur dürfte er nicht mit der Kasse zu tun haben) erhalten könnte, so wäre es noch nicht ganz unmöglich, aus ihm, der neben seinem strafbaren Leichtsinn auch bereits eine Verderbnis des Herzens zu verraten anfängt, einen brauchbaren und in seiner Sphäre nützlichen Menschen umzuschaffen, während er jetzt eine Last seiner Familie ist, die alle Minute befürchten muß, ihren so ehrenwerten Namen durch eine nichtswürdige Handlung befleckt zu sehen.

Verzeihen Sie mir, wenn ich mir erlaubte, Ihnen Vorschläge zu machen; es geschah unter der Voraussetzung, daß Sie wie ich gesonnen sind, noch einen Versuch zu machen, ehe wir Ihren Vetter seinem unfehlbaren schimpflichen Geschick überlassen. Dann dürfte vielleicht der von mir gegebene und aus einer vollständigen Kenntnis seines Charakters geschöpfte Rat zu beachten sein. Es würde nur gerecht sein, wenn ich nach dem empörenden Undank, den ich erfahren habe, mich gänzlich von Ihrem Vetter lossagte. Nichtsdestoweniger, ich wiederhole es, bin ich gern bereit, wenn Sie sich seiner noch annehmen wollen, auch meinerseits ihn nicht zu verlassen. Dann ist es das Notwendigste, ihn auf das schleunigste aus Berlin zu entfernen, wo jede Minute seines Aufenthalts eine verbrecherische Handlung befürchten läßt. Schon mache ich mir Vorwürfe, daß ich einige Tage habe verstreichen lassen, ehe ich es über mich gewinnen konnte, Ihnen diese Mitteilung zu machen. Vielleicht dürfte ein Aufenthalt in Görlitz, bei seiner Mutter, die er zu lieben scheint, segensreich auf ihn wirken.

Ich muß Sie bitten, daß Sie Ihrem Vetter nichts davon mitteilen, daß Sie durch mich in die Kenntnis dieser Dinge gesetzt sind. Wenn er in seinem Briefe an meine Freund[e] sagt, er müsse sie hassen, weil sie seinen Gewohnheiten und Prätensionen entgegengetreten,¹⁾ und werde sich zu rächen suchen, so sehen Sie wohl, daß er bei dieser exaltierten Weise meinen gut gemeinten, in Ihrem und seinem Interesse geschriebenen Brief an Sie einen „Verrat“ etc. nennen und sich gleichfalls zu „rächen“ suchen würde. Er hat einst einem Gläubiger hier gedroht, ihn nächtlich zu überfallen und krank zu prügeln. Vielleicht dürfte er diesen „Verrat“ auf ähnliche plumpe oder weniger plumpe

¹⁾ Hier sind einige Worte unleserlich.

Weise wie durch Schmähungen, Verleumdung rächen wollen. Ich bin kein Raufbold; mir ist mein körperliches Wohlsein und mein geselliger Ruf viel zu lieb, als daß ich diese Güter der Wut eines so rachsüchtigen, verderbten und undankbaren Menschen, der nichts mehr zu verlieren hat, aussetzen sollte. Jedenfalls werden Sie gestehen, daß ich in dieser Angelegenheit traurige, empörende Erfahrungen genug gemacht habe — und Sie werden nicht Ursache sein wollen, daß selbige noch vermehrt werden! Wollen Sie daher Ihrem Vetter nie weder von diesem Brief noch von seinem Inhalt irgend etwas mitteilen. Beschränken Sie sich darauf, ihm zu sagen, daß Sie durch Ihre Verwandten in Berlin von seinem schlechten Lebenswandel in Kenntnis gesetzt sind. Sehen Sie zu, wie Sie unter irgendeinem Vorwand ihn aus Berlin entfernen können. Denn sollte er merken, daß Sie von seinem Leben unterrichtet sind, würde er schwerlich um irgendeinen Preis Berlin verlassen. Vielleicht schreiben Sie ihm, daß seine Mutter krank sei und ihn zu sehen wünsche oder daß er nach Glogau kommen solle etc. Dann sprechen Sie ein ernstes Wort mit ihm; vielleicht, daß Ihr Ansehen Wirkung auf ihn hat. Noch einmal, wenn Sie ihm eine beschränkte, untergeordnete und seine ganze Tätigkeit in Anspruch nehmende Tätigkeit in einer kleinen Stadt verschaffen, so wird vielleicht sein Lebenswandel, der mit eine Folge seine Überspannung ist, die auch aus seinem Briefstil spricht, nüchterner werden und sich ändern. Jedenfalls werden Sie und seine Mutter davor gesicherter sein, Schande an ihm zu überleben.¹⁾ Mit der Bitte, mich jedenfalls von dem Entschluß, den Sie gefaßt, zu benachrichtigen und diesen langen Brief, den ich wie eine Gewissenspflicht betrachtete, zu entschuldigen, bin ich . . .

71.

FÜRST PÜCKLER-MUSKAU²⁾ AN LASSALLE. (Original.)

Berlin, Donnerstag. [29. Januar 1846.]

Mein Herr!

Ich übersicke Ihnen hierbei meinen Brief³⁾ an Herrn Heine in Hamburg, um dessen genaue Adresse ich bitte, sowie um die baldige

¹⁾ Sic!

²⁾ Fürst Hermann von Pückler-Muskau (1785—1871), der bekannte Reise-schriftsteller und bedeutende Gartenkünstler.

³⁾ An dem gleichen Tag schickte Pückler seinen Brief an Carl Heine „zur Durchsicht“ an Varnhagen „als Beweis, daß ich Ihrem Wunsche, mich für Heine zu verwenden und Herrn Lassalle, so weit meine Kräfte reichen, ernstlich zu unterstützen, treu nachgekommen“.